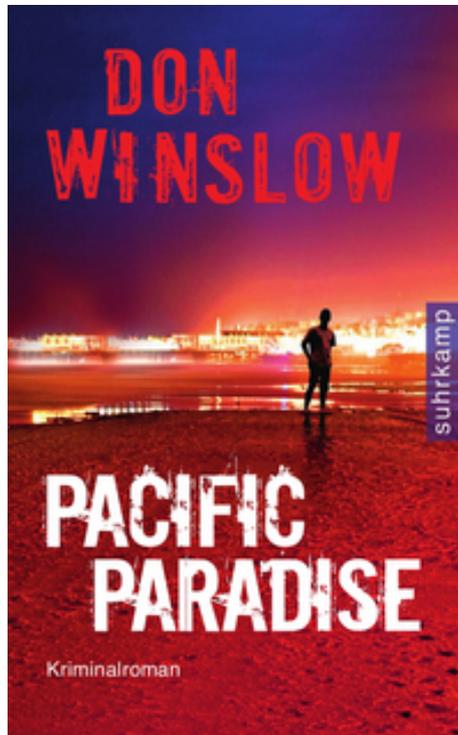


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Winslow, Don
Pacific Paradise

Kriminalroman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4172
978-3-518-46172-3

suhrkamp taschenbuch 4172

Ermittlungen in Sachen Ehebruch sind für Boone Daniels das Letzte. Darum geht er auf die Bitte eines Surferfreundes, dessen Frau zu beschatten, nur widerwillig ein – und auch nur, weil auf seinem Konto absolute Ebbe herrscht. Was ihn aber wirklich zur Verzweiflung treibt, ist der Fall Corey Blasingame: Der junge Schläger soll die Surferlegende Kelly Kuhio getötet haben. Dafür will ihn die halbe Westküste am liebsten tot sehen. Und ausgerechnet Boone soll nun für Coreys Anwalt Nachforschungen anstellen. Was er zu Tage fördert, bringt nicht nur seine Kumpel von der Dawn Patrol gegen ihn auf, es rüttelt am Fundament all dessen, woran Boone und seine Freunde je geglaubt haben.

Don Winslow arbeitete als Privatdetektiv in New York, als Safari-führer in Kenia und schmuggelte Geld in Südafrika. Heute lebt er als Autor und Gelegenheitssurfer in Südkalifornien. Im suhrkamp taschenbuch sind bereits erschienen: *Pacific Private* (st 4096) und *Frankie Machine* (st 4121).

Conny Lösch lebt als Übersetzerin in Berlin. Sie hat u.a. Bücher von Simon Reynolds, Annie Sprinkle, Gail Jones, Ishmael Beah, Jon Savage, Warren Ellis und Elmore Leonard ins Deutsche übertragen.

Don Winslow

PACiFiC PARADiSE

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von

Conny Lösch

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
The Gentlemen's Hour
bei William Heinemann.
© 2009 Don Winslow

Umschlagfotos: Corbis / Getty Images

suhrkamp taschenbuch 4172
Erste Auflage 2010
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich
ISBN 978-3-518-46172-3

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

PACiFiC PARADiSE

»But I don't need that much Sugar in my cup,
No, I don't need that much...«

Nick Hernandez
Common Sense
»Sugar in My Cup«

01 Kansas.

Siehe auch »flach wie«.

Das ist der Ozean an diesem Augustmorgen in Pacific Beach, San Diego, Kalifornien.

Ergo Kansas.

Wenn die Dawn Patrol in die Gentlemen's Hour übergeht.

02 Erde, Luft, Feuer und Wasser.

Die vier Elemente, richtig?

Luft vergessen wir erst mal – davon gibt's überall genug, außer in LA natürlich. Feuer ist auch kein Thema – im Moment jedenfalls nicht.

Bleiben Erde und Wasser.

Beide haben mehr gemeinsam, als man denkt.

Zum Beispiel wirken sie an der Oberfläche unbeweglich, obwohl darunter ständig irgendwas passiert. Wie das Wasser ist auch die Erde immer in Bewegung. Man sieht es nicht unbedingt, vielleicht spürt man's nicht mal, aber trotzdem ist da unten ununterbrochen was los. Tektonische Platten verschieben sich unter unseren Füßen, Verwerfungen entstehen, Beben stimmen sich auf eine heiße Rock'n' Roll-Session ein.

Was ist also mit der Erde, auf der wir stehen, dem sogenannten ›festen Boden‹?

Er bewegt sich.

Nimmt uns hoch, verschaukelt uns.

Machen wir uns nichts vor – ob bewusst oder unbewusst, wir surfen alle, ständig.

03 Boone Daniels liegt mit dem Gesicht gen Himmel auf seinem Board, als wär's eine aufblasbare Luftmatratze in einem Swimmingpool.

Er döst, die Sonne, die seine geschlossenen Augen wärmt, knallt schon recht früh am Morgen auf die Meeresoberfläche. Wie gewöhnlich ist er mit der Dawn Patrol draußen – mit Dave the Love God, High Tide, Johnny Banzai und Hang Twelve –, obwohl es keine nennenswerte Brandung und nichts zu tun gibt, außer Geschichten zu erzählen. Von der Stammbesetzung ist nur Sunny Day nicht zum Dienst erschienen, weil sie in Australien an der Women's Professional Surfing Tour teilnimmt und außerdem ein Video für Quicksilver dreht.

Es ist langweilig – es sind die trägen Hundstage des Spätsommers, wenn Pacific Beach von Touristen überlaufen wird, die meisten Einheimischen ihr »See You In September« schon gesungen haben und sich auch der Ozean kaum noch aufraffen kann, eine Welle zu produzieren.

»Kansas«, mault Hang Twelve.

Hang Twelve, der so genannt wird, weil er ein Dutzend Zehen hat – sechs an jedem Fuß versteht sich – ist der jüngste bei der Dawn Patrol, ein verirrter junger Hund, den Boone unter seine Fittiche nahm, als der Kleine gerade mal dreizehn war. Er ist so weiß wie der Parteitag der Republikaner, trägt aber Rastalocken und einen roten Retro-Ziegenbart, und trotz oder vielleicht wegen der vielen Acidtrips seiner Eltern mauserte er sich zum echten Computernerd.

»Bist du überhaupt schon mal in Kansas gewesen?«, fragt Johnny Banzai und klingt fast ein bisschen aggressiv. Er bezweifelt, dass Hang es überhaupt schon auf die andere Seite der Interstate 5 geschafft hat.

»Nein«, antwortet Hang. Er hat es nie bis auf die andere Seite der Interstate 5 geschafft.

»Woher willst du's dann wissen?«, bohrt Johnny nach, der

inzwischen auf Verhörmodus umgeschaltet hat. »Wenn du sowieso keine Ahnung hast, könnte Kansas doch auch voller Berge sein. Wie die Alpen.«

»Ich weiß, dass es in Kansas keine Brandung gibt«, sagt Hang Twelve trotzig, weil er fast absolut sicher ist, dass Kansas nicht am Ozean liegt, höchstens vielleicht am Atlantik, aber selbst wenn, gäb's dort wahrscheinlich trotzdem keine Brandung.

»In San Diego gibt's auch keine«, versucht Boone zu schlichten. »Jedenfalls heute nicht.«

Dave liegt auf dem Bauch, hebt den Kopf vom Board und kotzt ins Wasser. Schon wieder. Boone und Dave sind seit der Grundschule befreundet, weshalb Boone Dave schon sehr häufig verkatert erlebt hat, aber so schlimm wie heute noch nie.

Gestern Abend war »Mai-Tai-Dienstag« im Sundowner.

»Wirst du's überleben?«, fragt ihn Boone.

»Ungern«, antwortet Dave.

»Ich mach dich kalt, wenn du willst«, bietet High Tide seine Dienste an und stützt seinen Riesenkopf auf seine Riesenfaust. Woher der einhundertsiebzig Kilo schwere Samoaner seinen Spitznamen hat, liegt auf der Hand – wenn er in den Ozean springt, steigt der Wasserspiegel; kommt er raus, sinkt er. Das physikalische Prinzip der Verdrängung. »Dann hab ich wenigstens was zu tun.«

Johnny Banzai fährt voll drauf ab. »Und? Wie wollen wir Dave um die Ecke bringen?«

Er ist Kommissar beim San Diego Police Department und Dave umbringen ist absolut sein Ding. Die Beschäftigung mit einem Mord, der sich gar nicht ereignen wird, stellt für ihn eine erfrischende Abwechslung zu den Mordfällen dar, die er auf seinem Schreibtisch liegen hat und die leider nur allzu echt sind, wobei einer davon so widerlich ist, dass er nicht einmal darüber nachdenken möchte. Der Sommer in

San Diego war heiß und die Stimmung gereizt – die Gemüter kochten hoch und Menschenleben wurden ausgelöscht. Ein erbitterter Drogenkrieg um die Führung des Baja Kartells schwappte über die Grenze nach San Diego und jetzt tauchen überall Leichen auf.

»Ertränken wär am einfachsten«, schlägt Boone vor.

»Geht's noch?«, meint Tide. »Der ist Rettungsschwimmer.«

Dave the Love God ist tatsächlich Rettungsschwimmer und als solcher nur geringfügig bekannter als für die Frauen, die er im Rahmen seines Ein-Mann-Kreuzzugs zur Förderung des Fremdenverkehrs von San Diego sexuell beglückt. Jetzt gerade liegt er allerdings bäuchlings auf seinem Brett und stöhnt.

»Machst du Witze?«, fragt Boone. »Sieh ihn dir doch an.«

»Mir wäre die Ironie zu platt«, sagt Johnny. »Ich meine, Schlagzeilen wie ›Legendärer Rettungsschwimmer ertrinkt in flauer See?‹ Mir gibt das nichts.«

»Hast du deine Pistole dabei?«, fragt Tide.

»Im Wasser?«

»Wenn du mein Freund wärst«, jammert Dave, »würdest du zurückpaddeln, deine Knarre aus dem Wagen holen und mich erschießen.«

»Hast du eine Ahnung, wie viel Papierkram ich mir aufhalse, wenn ich meine Schusswaffe abfeuere?«, fragt Johnny.

»Was ist in einem Mai Tai überhaupt drin?«, überlegt Boone laut. Er war auch bei dem Mai-Tai-Abend, schon weil sich sein Büro direkt neben dem Sundowner befindet und er dort eine Art inoffizieller Türsteher ist. Aber nach nur zwei Drinks war er wieder zurück in seinem Büro über dem Pacific Surf Shop, um nachzusehen, ob Sunny gemailt hatte oder irgendwelche Jobangebote reingekommen waren. Beides Fehlanzeige, weil die Nachfrage nach Sunny enorm ist und die nach privaten Ermittlungen mies.

Das mit der Arbeit steckt Boone locker weg, aber Sunny vermisst er. Sie sind zwar schon lange getrennt, aber immer noch gute Freunde und sie fehlt ihm.

Als die Jungs merken, dass sich hinter ihnen eine Welle aufbaut, sind sie alle eine Sekunde lang ganz still. Sie warten, spüren einen leichten Anstieg, aber dann macht die Welle schlapp, wie ein Typ, der spät dran ist, es nicht aus dem Bett schafft und sich stattdessen lieber krankmeldet.

Später.

»Können wir noch mal drauf zurückkommen, wie wir Dave umbringen?« fragt Tide.

»Ja, bitte«, sagt Dave.

Boone klinkt sich aus der Unterhaltung aus.

Buchstäblich.

Er hat genug von dem Gequatsche, lässt sich vom Board ins Wasser rollen und einfach fallen. Fühlt sich gut an, aber wahrscheinlich fühlt sich Boone im Wasser sowieso wohler als an Land. Schon im Mutterleib hat er gesurft, der Ozean ist seine Kirche und täglich besucht er den Gottesdienst. Er arbeitet nur so viel, dass er seine Leidenschaft (gerade so) finanzieren kann, sein Büro liegt nur einen Straßenzug vom Strand entfernt. Und sein Zuhause ist noch näher dran – ein Häuschen auf dem Pier über dem Wasser, so dass Geruch, Klang und Rhythmus des Ozeans die Konstanten seines Daseins bilden.

Jetzt hält er den Atem an und starrt durch das Wasser in den erbarmungslos blauen Sommerhimmel und in die blassgelbe, von der Lichtbrechung verzerrte Sonne. Der Ozean pulsiert sanft um ihn herum und er lauscht dem erstickten Geräusch des Wassers, das über den Grund strömt, gerade mal drei Meter unter ihm, und denkt über sein Leben nach.

Keine ernstzunehmende Karriere, keine ernstzunehmenden Einkünfte (okay, gar keine Einkünfte), keine ernstzunehmende Beziehung.

Er und Sunny hatten sich getrennt, bevor sie den großen Durchbruch schaffte und als Profi auf Tour ging, und obwohl er was mit Petra laufen hat, weiß niemand so genau, wo das hinführen soll. Wenn es überhaupt irgendwohin führt.

Seit dem Frühjahr hatten sie sich häufiger gesehen, aber den Deal nicht perfekt gemacht, und er ist nicht sicher, ob er das überhaupt will, weil er das Gefühl hat, dass Petra Hall auf die unverbindliche Freundschaftsnummer gar nicht steht, und wenn sie miteinander schlafen, hat er automatisch eine ernsthafte Beziehung an der Backe.

Und er ist nicht sicher, ob er das will.

Eine Beziehung mit Petra »Pete« Hall ist ein amtlicher Reef Break, damit ist nicht zu spaßen. Pete ist umwerfend, klug, witzig und sie hat das Herz einer Löwin, aber sie ist auch eine karrieregesteuerte Anwältin, die gerne streitet, wahnsinnig ehrgeizig ist und nicht surft.

Und vielleicht ist das auch einfach zu viel, gegen Ende eines echt harten Jahres.

Mit dem Fall Tammy Roddick war Petra in Boones Leben getreten, und wie sich herausstellte, steckte ein riesiger Kinderprostitutionsring dahinter, und die Sache hätte Boone beinahe das Leben gekostet; Dave hatte über die Schmuggelaktivitäten von Red Eddie, einem der Gangster hier vor Ort, ausgepackt; die große Wellenfront war herangewalzt und hatte ihrer aller Leben umgekrempelt. Sunny war die große Welle geritten, hatte es auf die Titelseiten sämtlicher Surferzeitschriften geschafft und war abgehauen.

Sie reitet jetzt auf ihrem eigenen Kometen, Dave sitzt auf glühenden Kohlen, bis klar ist, ob er in dem Prozess gegen Eddie, der ständig verschoben wird, aussagen muss, und Boone laviert am Rande einer Beziehung mit Pete herum.

»Kommt er hoch?«, fragt Hang die anderen, weil er sich langsam Sorgen macht. Boone ist schon sehr lange da unten.

»Mir egal«, nuschelt Dave. Ich bin doch derjenige, der mit

Sterben dran ist, denkt er, nicht Boone. Boone hat keinen Kater, Boone hat sich gestern keine Mai Tais in zweistelliger Zahl hinter die Binde gekippt – scheißegal, woraus die bestehen. Boone hat keine würdevolle Entlastung durch den Tod verdient. Aber Daves Lebensretterinstinkt gewinnt die Oberhand und er späht über den Rand seines Boards nach Boones Gesicht unter Wasser. »Dem geht's gut.«

»Ja«, sagt Hang, »aber wie lange kann der die Luft anhalten?«

»Lange«, sagt Johnny.

Früher hatten sie sogar Wettkämpfe im Luftanhalten veranstaltet, die Boone jedes Mal gewonnen hatte. Johnny hegt den finsternen Verdacht, dass Boone eine Art Mutant ist und seine Eltern eigentlich Außerirdische von einem Amphibi-planeten sind. Den Atem anhalten zu können ist für einen echten Surfer wichtig, weil man vielleicht unter einer großen Welle hängen bleibt und dann ist es besser, wenn man ein paar Minuten ohne Luft auskommt, weil einem nämlich sowieso keine andere Wahl bleibt. Surfer trainieren für diesen Fall der Fälle, der zwangsläufig eintritt. Es wird passieren.

Johnny sieht ins Wasser und winkt.

Boone winkt zurück.

»Der ist okay«, sagt Johnny.

Was zu einer nicht besonders lebhaften Diskussion darüber führt, ob man absichtlich ertrinken kann oder ob sich der Körper am Ende durchsetzt und einen zum Auftauchen zwingt. An einem kühleren Tag mit mehr Wellen wäre das genau die Art von Thema gewesen, die eine heftige Kontroverse ausgelöst hätte, aber unter der glühend heißen Sonne und in der nichtexistenten Brandung verebbt das Gespräch genauso wie das Meer.

August ist scheiße.

Als Boone endlich wieder auftaucht, fragt ihn Johnny: »Hast du den Sinn des Lebens entdeckt?«

»So ungefähr«, sagt Boone und klettert wieder auf sein Board.

»Erzähl, wir können's kaum erwarten«, nuschelt Dave.

»Der Sinn des Lebens ist«, sagt Boone, »so lange wie möglich unter Wasser zu bleiben.«

»Wenn überhaupt, dann ist das nicht der Sinn des Lebens«, merkt Johnny an, »sondern das Geheimnis des Lebens.«

»Okay«, sagt Boone.

Geheimnis, Sinn, geheimer Sinn, egal.

Der geheime Sinn des Lebens ist vielleicht genauso einfach wie die Dawn Patrol selbst. Man verbringt Zeit mit guten, alten Freunden. Man macht etwas, das man gerne macht, mit Leuten, die man liebt, an einem Ort, den man liebt, auch wenn es keine Brandung gibt.

Wenige Minuten später geben sie's auf und paddeln zurück. Die Dawn Patrol packt ein – die frühmorgendliche Surfsession ist vorbei. Sie haben alle noch was vor – Johnny kommt von der Nachtschicht, muss aber nach Hause, weil seine Frau Ärztin ist und in dieser Woche für den Frühdienst eingeteilt wurde, Hang muss Pacific Surf aufschließen, Tide wird als Vorarbeiter bei den Stadtwerken erwartet, wo er für die Straßenentwässerung verantwortlich ist, auch wenn es zur Zeit gar nichts zu entwässern gibt. Und Dave muss auf den Rettungsturm, um die Badenden aus der nicht existenten Brandung zu fischen.

Die Dawn Patrol – die besten Freunde, die Boone auf der Welt hat.

Aber er geht nicht mit ihnen an Land.

Da er im Moment keinen Auftrag hat, bringt es nichts, ins Büro zu gehen, nur um nachzusehen, ob die roten Zahlen noch röter geworden sind.

Er bleibt zur Gentlemen's Hour.

04 Die Gentlemen's Hour ist eine echte Institution bei den Surfern.

Die Gentlemen's Hour, die zweite Runde im Tagesablauf, schließt an die Dawn Patrol an, wenn die jungen Draufgänger von der Session am frühen Morgen an ihre Arbeitsplätze eilen und den älteren Veteranos den Strand überlassen – den Rentnern, Ärzten, Anwälten und erfolgreichen Unternehmern, die den Achtstundentag längst hinter sich gelassen haben.

Okay, die Jungen dürfen durchaus auch zur Gentlemen's Hour bleiben, aber sie sollten die ungeschriebenen Regeln kennen und befolgen:

1. Schnapp niemals einem Alten die Welle weg.
2. Protzen ist verboten, also mach mit deinem jüngeren Körper keine Sachen, die die anderen mit ihren älteren nicht mehr hinbekommen.
3. Sag niemals deine Meinung über gar nichts.
4. Sag niemals so was wie: »Die Geschichte hast du uns schon mal erzählt.«

Denn die Gentlemen bei der Gentlemen's Hour reden gerne. Verdammt, oft gehen sie nicht mal ins Wasser, sondern stehen nur mit ihren klassischen Holzbrettern rum und erzählen sich eins. Erinnern sich an Wellen aus der Vergangenheit, Wellen, die mit der Zeit immer größer, dicker, gemeiner, schöner und länger werden. Eigentlich ganz menschlich, nachvollziehbar, und schon als Boone noch ein echt nerviger Anfänger, ein Gremmie, war – und nur wenige Gremmies waren nerviger als er –, hatte er kapiert, dass man, wenn man seinen dummen Mund hält, von diesen Kerlen noch was lernen kann und dass sich unter der ganzen beschissenen Großtuerei einiges von Interesse verbirgt.

Alles, was man glaubt, als Allererster erlebt zu haben, ist diesen Typen schon mal passiert. Bei der Gentlemen's Hour

sind immer noch welche von den ganz alten Jungs dabei, die den Sport erfunden haben und die einem erzählen können, wie's war, an Breaks rauszupaddeln, deren Wellen vorher noch nie einer geritten hat, und einen am Zauber der guten alten Zeit teilhaben lassen.

Einige von den Jungs bei der Gentlemen's Hour sind allerdings gar nicht so alt, dafür aber erfolgreich. Sie sind berufstätig oder selbstständig und ihre Geschäfte laufen so gut, dass sie sich nirgendwo mehr blicken lassen müssen, außer am Strand.

Einer dieser Glücklichen ist Dan Nichols.

Würde man einen vierundvierzigjährigen kalifornischen Surfer für eine Fernsehwerbung suchen, würde man Dan nehmen. Gut aussehend, stark und robust, zurückgekämmte blonde Haare, braun gebrannt, ein strahlend weißes Lächeln und grüne Augen – Dan ist die männliche Verkörperung des kalifornischen Traums. Alles zusammengenommen sollte man meinen, man müsste den Kerl hassen, tut man aber nicht.

Dan ist cool.

In Armut aufgewachsen ist er nicht gerade – schon sein Großvater war im Immobiliengeschäft und hat ihm einen amtlichen Treuhandfonds vermacht – aber Dan hat sich nicht bloß ins gemachte Nest gesetzt, sondern selbst auch noch ordentlich was ausgebrütet. Er verband Beruf und Hobby und entwarf Surferklamotten, die abgingen wie nichts Gutes. Mit einem kleinen Warenlager in PB fing er an und hat jetzt ein eigenes prächtiges Riesenhaus in La Jolla. Man muss sich aber nicht unbedingt in San Diego aufhalten, damit einem Nichols »N«-Logo über den Weg läuft, die Kids tragen Dans Zeug in Paris, London und wahrscheinlich auch in Ouagadougou.

Dan Nichols hat also ein paar Taler auf der hohen Kante.

Und er kann surfen, was ihn zu einem angesehenen Teil-

nehmer der Gentlemen's Hour von Pacific Beach macht. Jetzt paddelt er an den kaum erkennbaren Break und trifft dort Boone, der sich auf seinem Longboard sonnt.

»Boone, was geht?«

»Brandung jedenfalls keine«, sagt Boone. »Hey, Dan.«

»Selber hey. Was hält dich nach der Dawn Patrol noch hier?«

»Faulheit«, gesteht Boone. »Faulheit und Arbeitsmangel.«

Wäre Boone nicht selbständig, wäre er arbeitslos, was meistens sowieso oft auf dasselbe hinausläuft.

»Genau darüber wollte ich mit dir reden«, sagt Dan.

Boone schlägt die Augen auf. Dan wirkt sehr ernst, was ungewöhnlich ist. Normalerweise ist er gut gelaunt und extrem gelassen und warum auch nicht? Das wären Sie auch, wenn Sie Millionen im zweistelligen Bereich auf der Bank liegen hätten.

»Was ist los, Dan?«

»Können wir ein bisschen weiter rauspaddeln?«, fragt Dan. »Ist irgendwie persönlich.«

»Ja, klar.«

Er überlässt Dan die Führung und paddelt hinter ihm weitere fünfzig Meter aufs Meer hinaus, wo sie höchstens von ein paar vorbeifliegenden braunen Pelikanen belauscht werden. Braune Pelikane sind so eine Art Vogelmaskottchen von Pacific Beach. Am neuen Rettungsturm, auf dem Dave gerade Stellung bezieht, um Touristinnen zu beäugen, steht sogar eine Pelikanstatue.

Dan lächelt betreten: »Das fällt mir echt schwer ...«

»Lass dir Zeit«, sagt Boone.

Wahrscheinlich verdächtigt Dan einen seiner Mitarbeiter, dass er Gelder veruntreut oder Geheimnisse an die Konkurrenz verscherbelt, was Dan tierisch an die Nieren gehen würde, wenn's so wäre, weil er sehr stolz darauf ist, Kapitän

auf einem glücklichen loyalen Schiff zu sein. Wer für Nichols arbeitet, bleibt in der Regel und möchte sein gesamtes Arbeitsleben dort verbringen. Dan hat Boone bereits mehrfach einen Job angeboten, jederzeit, wann immer er will, und oft war Boone in Versuchung geraten. Wenn schon Vierzigstundenwoche (schauder), dann wäre Nichols ein cooler Arbeitsplatz.

»Ich glaube, Donna betrügt mich«, sagt Dan.

»Mach keinen Scheiß.«

Dan zuckt mit den Schultern: »Ich weiß nicht, Boone.«

Er beschreibt das übliche Szenario: Sie geht zu ungewöhnlichen Zeiten aus, kommt mit undurchsichtigen Erklärungen wieder und verbringt sehr viel Zeit mit ihren Freundinnen, die aber anschließend gar nichts davon wissen; sie ist distanziert, zerstreut, nicht mehr so liebevoll wie früher.

Donna Nichols sieht toll aus. Groß, blond, gut gebaut, lange Beine – auf einer kalifornischen Skala von eins bis zehn liegt sie eindeutig bei elf. Eine echt scharfe Mutter, vorausgesetzt sie und Dan hätten Kinder, was nicht der Fall ist. Zusammen sehen die beiden aus wie südkalifornische Aushängeschilder für *The Beautiful People*, würde die Serie in San Diego und nicht in New York City spielen.

Nur dass sie eben nett sind, denkt Boone. Er kennt Donna nicht gut, aber die Nichols waren ihm immer wie richtig nette Menschen vorgekommen – bodenständig, bescheiden, ungezwungen, großzügig, eine echte Bereicherung für jede Gemeinschaft. Wäre also wirklich schade, falls es wahr wäre – falls ...

Das soll Boone für Dan herausfinden. »Kannst du da mal nachforschen, Boone?«

»Ich weiß nicht«, sagt Boone.

Ermittlungen wegen Ehebruch sind scheiße.

Superschmutzige, schlecht bezahlte und deprimierende Lakenschnüffelei, die oft böse endet. Zum Schluss kommt

man sich vor, wie ein geifernder, perverser Spanner, der seinen Kunden Fotos vom Fehltritt seiner oder ihrer besseren Hälfte vorlegen muss, es sei denn, es waren lediglich Paranoia und Misstrauen am Werk, woran die Ehe dann sowieso früher oder später scheitert.

Auf jeden Fall ein schlechter Deal.

Nur miesen Wichsern macht so was Spaß.

Boone hasst Ehebruch und nimmt solche Fälle nur selten an, wenn überhaupt.

»Du würdest mir einen großen Gefallen tun«, sagt Dan.
»Ich weiß nicht, an wen ich mich sonst wenden soll. Ich drehe durch. Ich liebe sie, Boone. Ich liebe sie wirklich.«

Was es natürlich nur noch schlimmer macht.

Auf dem südkalifornischen Ehekarussell tummeln sich bestimmt mehrere tausend zutiefst zynische Beziehungen – Männer angeln sich Trophäenfrauen, bis deren Verfallsdatum sie scheidet; Frauen heiraten reiche Männer, um sich die finanzielle Unabhängigkeit mit Alimenten zu sichern; junge Männer heiraten ältere Frauen und bekommen dafür Kost und Logis sowie Anspruch auf eine Kreditkarte, gleichzeitig nageln sie Kellnerinnen und Models. Wenn man schon unbedingt und absolut wegen Ehebruch ermitteln muss, wünscht man sich solche Fälle, weil da selten echte Emotionen im Spiel sind.

Aber ›Liebe‹?

Aua.

Liebe tut weh, was wohl hinlänglich bezeugt sein dürfte.

Dan Nichols hat sie einen Dämpfer verpasst. Er sieht aus, als wollte er gleich losweinen, was gegen eine wichtige Zusatzregel der Gentlemen's Hour verstoßen würde: Geheult wird nicht, niemals. Diese Jungs sind altmodisch – Oprah halten sie für eine falsche Schreibweise des englischen Begriffs für Theaterstücke mit viel Gesang, die sie sich niemals freiwillig antun würden. Gefühle sind in Ordnung – zum

Beispiel, wenn man die Fotos der Enkelkinder betrachtet –, aber bekennen darf man sich niemals dazu, und sie zu zeigen würde eindeutig zu weit gehen.

Boone sagt: »Ich kümmere mich drum.«

»Geld spielt keine Rolle«, erwidert Dan und setzt hinzu: »Gott, hab ich das wirklich gerade gesagt?«

»Stress«, meint Boone. »Hör mal, das ist komisch, aber hast du ... ich meine, gibt es jemanden ... einen Mann, hast du jemanden im Verdacht?«

»Niemanden«, sagt Dan. »Ich dachte, du könntest sie beschatten. Weißt du, sie überwachen. Macht man das so?«

»Das ist eine Möglichkeit«, sagt Boone. »Aber wir können vorher was Einfacheres versuchen. Ich nehme an, sie hat ein Handy.«

»iPhone.«

»iPhone, natürlich«, sagt Boone. »Hast du Zugriff auf die Abrechnungen, ohne dass sie es merkt?«

»Ja.«

»Dann sieh es dir an«, sagt Boone. »Wir werden feststellen, ob da irgendwelche unerklärbaren Nummern auftauchen.«

Das ist verrückt, aber Ehebrecher machen sich selten Gedanken, wenn es darum geht, ihre Liebhaber vom Handy aus anzurufen, als könnten sie die Finger einfach nicht von ihm oder ihr lassen. Sie rufen an, schicken SMS und auch noch E-Mails. Die moderne Technologie lässt Fremdgeher dumm dastehen. »Check auch ihren Computer.«

»Verstehe, das ist gut.«

Nein, das ist nicht gut, denkt Boone, das stinkt zum Himmel. Aber immer noch besser, als sie zu beschatten. Und mit ein bisschen Glück sind Telefon und E-Mails sauber, dann kann Boone Dan von der fiesen Welle ziehen.

»In ein paar Tagen bin ich geschäftlich unterwegs«, sagt Dan. »Ich denke, dann wird sie ...«